Seite 3

Solange das Eis trägt



Uunartoq (l.) und Knud unterwegs mit ihren Schlitten und ihren Hunden

ZEITENSPIEGEL/SASCHA MONTAG (2)

Knud lenkt den Schlitten über das Eis. Seine Hunde rennen im Takt ihres Herzschlags. Der Himmel ist blau an diesem Tag, die Eisberge sehen aus wie mit der Schere zackig geschnitten. Scharf zeichnen sich die Konturen jenes Felsens ab, der der Insel, auf der er steht, ihren Namen gibt: Uummannaq. Geformt wie ein Herz, bedeutet das auf Grönländisch. Geformt wie das Herz einer Robbe. Knud lässt den schroffen Berg hinter sich, seine Heimat, das Städtchen mit der Schule, der Kneipe, dem Supermarkt, der großen Fischfabrik. Das Kinderheim, sein Zuhause, ist längst nicht mehr zu sehen.

600 Kilometer nördlich vom Polarkreis, an der Westküste Grönlands, ist die Welt von Knud in diesen Wochen größer als sonst. Er ist auf dem Weg über den gefrorenen Fjord im Nordosten von Grönland, hinaus in die Einöde, kilometerweit über das Eis, das im Winter die kleine Insel mit den umliegenden Siedlungen verbindet. Dann brettern die Grönländer mit ihren Motorschlitten oder dem Auto durch das ewige Weiß. Nach einer Stunde Fahrt verlieren sich die Spuren der Reifen. Der Schnee ist tief, so tief, dass Knud immer wieder anhalten und seinen Schlitten mit bloßen Händen freischaufeln muss. Die Hunde kämpfen sich weiter.

Der das Feuer in sich trägt

Knuds Ziel ist Saattut, ein winziges Fleckchen mit bunten Häuschen, Farbtupfer, schon aus der Ferne zu erahnen. Er stoppt die Hunde und wickelt seinen grau-braunen Fuchspelz enger um sich, die Zigarette hängt lässig in seinem Mundwinkel. An einer Wäscheleine am Rand des Dorfs baumeln Unterhemden, geblümte Höschen, fünf silbrig glänzende Felle von Ringelrobben.

Jakob Uunartoq Løvstrøm blickt aus dem Fenster, er wartet auf Knud. Løvstrøm, von allen nur Uunartoq genannt, ist 76 Jahre alt, einer der letzten traditionellen Jäger Grönlands, einer der besten dazu. Uunartoq bedeutet „Der, der das Feuer in sich trägt". Doch an diesem Tag ist er krank, er schnieft, seine Augen tränen. Knud, noch durchgefroren von der langen Schlittenfahrt, betritt das Häuschen und fällt ihm in die Arme.

„Da kommt der junge Uunartoq", sagen die Nachbarn, wenn Knud durch Saattut stapft. Knud ist einer, der nicht viele Worte macht, egal, worum es geht. Grübchen bilden sich, wenn er grinst. Doch in sich trägt er einen Schmerz, der es ihm an manchen Tagen schwer macht aufzustehen. Er teilt ein Schicksal mit vielen der grönländischen Jugendlichen.

Im Kinderheim von Uummannaq leben all die kleinen und großen Menschen, auf denen die Last eines schweren kolonialen Erbes lastet. Manche in Grönland sagen, es sei der Verlust der Identität, das Verschwinden von Traditionen, dieser rasante Wandel, der das Leben sinnlos scheinen lässt. Hinzu kommen die Abgeschiedenheit, die wochenlange Dunkelheit, die Depressionen, der Alkohol, der die Probleme erst ertränkt und dann vergrößert.

Grönland hat traurige Spitzenwerte, wenn es um Missbrauch von Kindern und um Gewalt gegen Kinder geht – und eine der höchsten Suizidraten der Welt. Jeder in Grönland hat mindestens einen Freund oder Angehörigen, einen Nachbarn an diese Epidemie verloren. Es gibt Statistiken, nach denen in Grönland die Hälfte aller Jungen zwischen fünfzehn und neunundzwanzig Jahren einen Suizidversuch unternommen hat.

Knud ist mehr als ein halbes Jahrhundert jünger als Uunartoq, gerade volljährig geworden. Er spielt Gitarre und Geige, er hat eine Freundin, der er auf Facebook täglich Herzchen schickt. Uunartoq könnte sein Großvater sein. Doch mehr als Blut verbindet sie. Sie sind Freunde, seit Knud in das Kinderheim kam und Uunartoq zu seinem Lehrer wurde, der ihm zeigte zu überleben.

Knud hat von Uunartoq gelernt, zu angeln und Fische auszunehmen, Gletscherwasser zu schmelzen und ein Lager im Schnee zu bauen. Er hat gelernt, zu erkennen, ob das Eis auf dem gefrorenen Uummannaq-Fjord seinen Schlitten noch trägt. Und Uunartoq hat ihm beigebracht, ein Hunderudel zu zähmen. Uunartoq hat Knud begleitet, jahrelang. Es ist Uunartoq, der Knud gerettet hat. Jetzt ist es an Knud, seinen Ziehgroßvater zu begleiten – bei seinem letzten Hundeschlittenrennen.

Für Uunartoq beginnt die Zeit des Abschieds, die Zeit in seinem Leben, in denen Uunartoq viele Dinge, die er liebt, ein letztes Mal tun wird. „Es ist, wie es ist", sagt Uunartoq. „Es kommt, wie es kommt." Unnartoq hat seine Entscheidung getroffen: Noch einmal will er kämpfen, um ein wenig Ehre, um es den anderen zu zeigen, vor allem aber sich selbst. Knud wird an seiner Seite sein.

Die Geschichte von Uunartoq und Knud ist die einer besonderen Freundschaft und es ist eine über das Leben zwischen Tradition und Moderne, eine von Ende und Aufbruch. Wie können Traditionen überleben, in einer Welt, die sich rasend wandelt – und was würde ihr Verlust bedeuten?

Die Dunkelheit legt sich über das Dörfchen. Nur in einigen der bunten Häuschen brennt noch Licht, viele von ihnen stehen leer. Im Wohnzimmer von Uunartoq leuchten Kerzen. Draußen ist es minus 25 Grad kalt, innen in der offenen Wohnstube 25 Grad warm. Uunartoq und Knud beugen sich über Knuds Smartphone und sehen Videos von Sportwagen. „Meinst du, ich bin auch so schnell mit meinem Schlitten?" Unnartoq lacht sein zahnloses Lachen.

Am nächsten Morgen weckt Uunartoq Knud mit seinem Husten. Er ist nervös. Es ist der letzte Tag vor seinem großen Rennen, und er ist noch immer schwach. Vor sich hat er sein Hundegeschirr. Mit einer feinen Nadel bessert er die Leine aus, entwirrt die Schnüre, am Küchentisch sitzend. An der Wand tickt eine Uhr aus Rentierhorn. In Uunartoqs Haus ist die Zeit stehengeblieben, als die Zeiten noch besser waren – zumindest aus der Sicht eines Jägers betrachtet. In einer Vitrine liegt ein Eisbärenschädel, polierte Walrosshauer liegen auf der Schrankwand.

Uunartoq ist einer der letzten traditionellen Jäger Grönlands, der junge Knud ist sein Schüler. Die beiden verbindet eine besondere Freundschaft – und die Leidenschaft für das Schlittenfahren

Von Isabel Stettin, Uummannaq



Im warmen Wohnzimmer: Knud (l.) und Uunartoq beugen sich über Knuds Smartphone.

Die Jagd, sagt er, stecke ihm in den Knochen. „Ich muss raus, um zu atmen, Knud."

Schon immer jagten die Grönländer, was sie brauchten. Ihr Garten ist das Meer. Die Jagd macht die Grönländer unabhängig von den teuren importierten Lebensmitteln aus dem Supermarkt, sie bedeutet kulturellen Wert und Identität. Es ging nie um Überfluss, es ging ums Überleben. Auch um das Überleben einer Kultur. Knud war zwölf, als er seine erste Robbe gefangen hat, so alt wie Uunartoq einst. Als andere Jugendliche ihr erstes Bier probierten, um sich erwachsen zu fühlen, hat Knud seine Hände in das noch warme Fleisch der Robbe getaucht, das Blut über das Gesicht geschmiert. Heiliges Blut. Dann hat er ein Stück der rohen Leber abgeschnitten, sie mit Uunartoq und den anderen Jägern geteilt. Jedes Tier hat es verdient, ihm mit Respekt zu begegnen, sagt Uunartoq. Jeder Jäger dankt seinem Opfer, so will es das Ritual.

Doch längst ist die Jagd nach Walen und Eisbären verpönt, der Export von Robbenfellen verboten. Das Leben hat sich verändert, seitdem kaum noch jemand Robbenfell kauft. Fünf Dinge gibt es, mit denen die Grönländer Touristen locken: Nordlichter, Wale, Hundeschlitten, Schnee und Eis. Von allem hatte Uunartoq sein Leben lang reichlich. Doch das Eis wird dünner und dünner. Und mit dem Eis schwindet auch Uunartoqs traditionelles Leben als Inuit.

Der Klimawandel lässt das Eis schneller schmelzen, die Gletscher im Uummannaq-Fjord. Die Zeit, in der das Eis zu brüchig für Schlitten und zu dick für die Boote ist, dehnt sich. Oft nur noch acht Wochen trägt die Decke sicher, von Februar bis April, bevor das Eis taut. Früher waren es acht Monate.

Früher war der Schlitten für Jäger wie Uunartoq unverzichtbar. Nur mit ihm konnte er losziehen auf die Suche nach Robben. Mit dem Schlitten gleitet Uunartoq lautlos dahin. Mit ihren lärmenden Motorschlitten vertreiben die anderen die Tiere, die Robben ziehen sich aus Furcht zurück. Früher fing Uunartoq an guten Tagen fünf Robben, jetzt ist er froh, wenn er nach Tagen eine erwischt. Die Eisbären werden immer weniger, der Klimawandel verschlingt ihre Lebensgrundlage. Doch es ist nicht nur das Wetter. Mit dem Wandel verändern sich auch die Menschen, sagt Uunartoq. Der jungen Generation der grönländischen Inuit, Leuten wie Knud, fehlt die Orientierung. In der städtischen Kultur der weißen Europäer fanden sich schon die Eltern oft nur schwer zurecht, es fehlen die Vorbilder.

Dicke Flocken wirbeln vom Himmel. Keine guten Bedingungen für das Rennen, murmelt Uunartoq. Als Knud und Uunartoq in ihren gefütterten Overalls auf dem Eis ankommen, jault Uunartoqs Rudel. Hunde in allen Farben, gemustert und gescheckt, eisbärenfarben, cremig weiß, braun.

Uunartoq und Knud spannen die zehn Hunde vor Uunartoqs Holzschlitten und befestigen ihn am Motorschlitten. Früher hatte jede Familie Hunde, jetzt parken vor jedem der Häuser die Fahrzeuge – auch vor Uunartoqs Haus. Motorschlitten sind zu bequem, um darauf zu verzichten. Sie müssen nicht täglich gefüttert werden, im Sommer müssen die Männer keine schweren Wassereimer zu ihnen schleppen. Auch darum gibt es heute in ganz Grönland kaum mehr 15 000 Grönlandhunde. Vor zehn, fünfzehn Jahren waren es mehr als doppelt so viele.

„Hunde sind unsere besten Freunde und die stärksten Verbündeten", predigt Uunartoq immer wieder. „Aber sie sind keine Kuscheltiere. Sie sind da draußen dein Werkzeug, um zu überleben."

Uunartoq und Knud fahren zum Startpunkt. Direkt neben einem mächtigen Eisberg rammen sie Haken in den Schnee und befestigen die Kette, an der die Hunde bis zum nächsten Tag ruhen. Es sind noch 24 Stunden bis zum Rennen. Uunartoq wirft getrocknetes Walfleisch in den Schnee, gierig schnappen die Tiere danach.

Der nächste Tag ist der Tag des Rennens. Die Sonne bricht sich hellblau. Die ganze Familie von Uunartoq ist angereist, beide Töchter, der Sohn, der Schwiegersohn, einige Enkel; und natürlich schaut auch Uunartoqs Frau zu. Sie alle drängen sich auf einen Motorschlitten, um den Start des Rennens zu verfolgen. 200 Zuschauer warten hinter der Linie. 18 Hundeschlitten starten, Uunartoqs Nachbarn, erfahrene Fahrer aus den umliegenden Siedlungen. Sein Neffe gilt als einer der Favoriten.

Er, das das Feuer in sich trägt, ist mit Abstand der älteste. Und vielleicht der nervöseste. Uunartoq steckt eine Flasche Cola in seine Jackentasche und eine Tafel fast gefrorene Schokolade in die Eisbärfellhose. Für den Notfall. Letztes Jahr starb ein junger Fahrer aus dem Dorf, er wurde erst nach dem Rennen gefunden, auf dem Schlitten liegend. Er war innerlich verblutet. Die Hunde warteten bei ihm.

Die beißende Kälte im Gesicht

Das Wetter ist unbarmherzig, eisigkalt, es hat noch mehr geschneit. Noch einmal prüft Uunartoq seinen Schlitten, streicht über die Kufen, klopft gegen das Holz, kontrolliert, ob all seine Hunde angespannt sind. Er atmet tief durch. Er ist bereit. Der Rennleiter schwenkt die rote Flagge: Auf die Plätze! Die gelbe: Fertig! Die grüne: Los!

Die Fahrer entfernen sich in Sekundenschelle, werden zu Punkten. Der kleine Punkt, der Uunartoq ist, wird langsamer kleiner als die anderen Schlitten. Angespannt steht Knud da, er feuert Uunartoq und seine Hunde an. Er weiß, was Uunartoq das Rennen bedeutet. „Ich hoffe, dass er unter den ersten fünf landet", sagt er. „Glauben kann ich es nicht."

Er kennt all das, das Uunartoq jetzt gerade erlebt: die beißende Kälte im Gesicht, den Fahrtwind, die Stille – auch wenn andere Schlitten in der Nähe sind. „Du bist allein, nur du, die Natur, rundherum nichts als Eisberge." Knud hat mit neun Jahren gelernt, den Schlitten zu lenken. Die Stille ist es, die er braucht.

Die Zuschauer brettern mit ihren Motorschlitten fort in Richtung Ziellinie. Nach einer guten Stunde taucht der erste Punkt aus der Ferne auf, der erste Fahrer. Einer nach dem anderen fährt über die Linie, unter dem Johlen und Jubeln der Familie, wird mitsamt Schlitten in die Luft gehoben. Zwanzig Minuten später erkennt Knud ihn endlich: Uunartoq kommt näher in seiner blauen Jacke. Uunartoq erreicht als 13. das Ziel. Er hat es geschafft. Ein letztes Mal.



Isabel Stettin hat gelernt, dass es in der Sprache der Inuit kein Wort für „Zukunft" gibt. Weil nur das Heute zählt.